

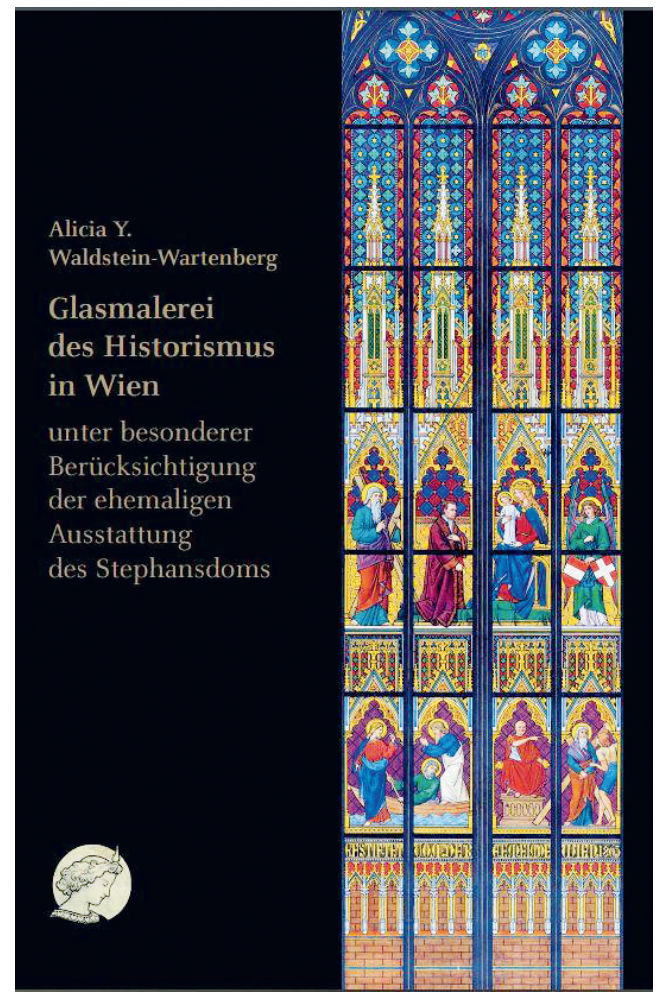
Alicia Y. Waldstein-Wartenberg, *Glasmalerei des Historismus in Wien unter besonderer Berücksichtigung der ehemaligen Ausstattung des Stephansdoms*, Glasmalerei-Monografien 3, Wien – Erfurt 2023, 400 Seiten, 136 Abbildungen, ISBN: 978-3-00-077211-5

Die nun im Druck vorliegende Wiener Dissertation von Alicia Y. Waldstein-Wartenberg füllt eine bislang bestehende Lücke in der Ausstattungsgeschichte des Wiener Stephansdoms und schlägt eine Brücke zu weiteren bedeutenden Verglasungen des Historismus in Österreich und anderen Kronländern der ehemaligen Habsburgermonarchie.

Im ersten Kapitel wird der „Umkreis“ abgesteckt: Auf eine kurze Geschichte der Entwicklung Wiens und des Historismus generell folgen Porträts der großen Glasmalereiwerkstätten des Landes. Maßgeblich beteiligt am Dom waren die Firma Geyling (Wien) sowie die Tiroler Glasmalerei-Anstalt (Innsbruck und Wien). Danach erfahren die damalige Vorbildfunktion der vom bayerischen König Ludwig I. in München gegründeten kgl. Glasmalerei-Anstalt und ihr stilistischer Einfluss auf den gesamten deutschsprachigen Raum eine Würdigung, dazu kommen einige an diese Anstalt sich gestalterisch anschließende Glasmaler. Ebenso sind große französische Betriebe der Zeit erwähnt (aus Chartres und München kam je ein Fenster für den Dom).

Das nächste Kapitel, das Kernstück der Publikation, widmet sich den Glasmalereien des Stephansdoms selbst. Etliche seiner mittelalterlichen Scheiben gab man in den 1880er Jahren an Sammlungen ab, den Rest übertrug man in die Apsis. Während des Krieges lagerte man sie aus, die neuen Farbfenster wurden bis auf kleine Reste zerstört.

Eine Beschreibung und Einordnung der über 50 Fenster, die unter der Leitung des maßgeblichen Architekten Friedrich von Schmidt vom Kaiserhaus über Stadt und Bürgermeister bis zum Handwerker ab der Mitte des Jahrhunderts bis 1901 für Wiens Wahrzeichen gestiftet wurden, schließt sich an. Ein einheitliches Programm ließ sich wegen des langen Zeitraums und unterschiedlicher Stifterwünsche nicht verwirklichen, war auch andernorts nur selten durchsetzbar. Es gab mehrere unterschiedlich große Zyklen: Hl. Familie, Marienleben, Stephanus-Legende, Kreuzwegstationen. Dabei stellte die Stiftung des Glasmalers Nicolaus Lorin (Chart-



res, Frankreich, Motiv: achte Kreuzwegstation) einen Sonderfall dar, da sie stilistisch nicht zu den übrigen Scheiben passt.

Ein übersichtlicher Katalog listet Platz, Datum, Inhalt und Aufbau, Stifter, Inschrift, Entwerfer, ausführende Firma, Abbildungsnummer und genaue Angaben zum vorhandenen Bildmaterial jedes Fensters auf. Für weitere Nachforschungen äußerst hilfreich!

Die Zusammenstellung der ikonografischen Inhalte sowie eine stilistische Einordnung bilden den nächsten Teil. Hatte man zunächst für die Scheiben im Chorbereich Standfiguren präferiert, so verstärkten sich unter dem Architekten Friedrich von Schmidt, der zuvor am Weiterbau des Kölner Domes tätig gewesen war, die von der Neogotik geprägten Akzente. Der Spätromantiker und Schöpfer viel kopierter Kreuzwegstationen Joseph von Führich und der stark von der Neogotik geprägte Johann Evangelist Klein schufen Entwürfe

und Kartons. Die meisten jedoch stammten von den Dekorations- und Historienmalern und Brüdern Carl und Franz Jobst: Die gemalten rahmenden Architekturen veränderten sich und Szenen – „Bilder“ – ersetzten die in Nischen unter Fialen stehenden Heiligen, deren Gehäuse sich an steinerne Vorbilder des Domes angelehnt hatten. Es schloss sich, wie überall zu beobachten, auf einen leicht „spielerischen“ Umgang mit Formelementen – bis hin zur Spätgotik – eine Hinwendung zu solchen des mittleren 14. Jahrhunderts an. Später kamen erneut Misch- und Fantasieformen zum Zuge. Der Aufbau der Architekturen wie gotischer Altarretabel (Predella, Hauptbild, Gesprenge mit Nebenszenen, auch im Auszug) übernahm das Schema der Münchner Schule. Standen dort zumeist die Gehäuse mit ihren Bildern vor ornamentalen, hellen Gründen, so sind in Wien daneben komplett „vergitterte“ Fenster zu finden, in denen sich – statt eines Gesprenge – mehrere Reihen von Standfiguren übereinander stapeln. Kleine verbleibende freie Flächen enthielten dunkel gefärbte Gläser. Daneben gab es viele Mischformen.

Gleichfalls wird aufgezeigt, wie man alte ikonografische Sujets mit neueren Themen (Immaculata, Herz Jesu, Josef-Verehrung, Paulusgeschichte etc.) kombinierte, ebenso, wie sich im Laufe der Zeit die Kreuzwegstationen entwickelten und hier, in Glas umgesetzt, erstmalig mit typologischen Vorbildern verbunden wurden. Auch auf den wachsenden Erinnerungskult, betont in den Fenstern durch Stifterbilder und Portraits, ist verwiesen. Für Ersterer wird die prägende Darstellung der kgl. Glasmalereianstalt, das Görres-Fenster im Kölner Dom, betont, Letztere waren lange ein Tabu für Neogotiker. Ebenso sind die relevanten und oft kopierten Grafiken bzw. Vorbilder (Schnorr-Bibel, Führich-Kreuzwege etc.) angeführt. Wie richtig dargestellt, bildete sich im Laufe der Jahre durch die Verknüpfung verschiedenster Elemente ein eigener Stil aus, der weit über Wien hinaus exportiert wurde und an dessen Prägung die Firma Geyling stark beteiligt war. Zum Abschluss dieses Abschnitts geht die Autorin kurz auf die derzeitige gläserne Ausstattung – eine weitgehend hellfarbige Rechteckverglasung – ein und

skizziert die Erwägungen, die es seit der Nachkriegszeit zu deren Ersatz gab.

Das nächste Kapitel stellt etliche historistische Verglasungen in vergleichbaren Objekten vor: die Fenster im Kölner, Prager und Linzer Dom, in der Wiener Votivkirche und in St. Matthias in Budapest. Die unterschiedlichen Bedeutungsebenen dieser Bauten als – grob gesagt – Nationaldenkmal, Krönungskirche, der neuen Marien-Dogmatik gewidmet, als Votivdenkmal und als Darstellung ungarischer Identität bedingten andere Zielsetzungen für die unterschiedlichen wie verwandten Glasmalereien. Dass nur wenige in Abbildungen gezeigt werden können, ist verständlich.

Es folgen Vergleiche mit weiteren Bauten, deren Fenster direkten Bezug zu St. Stephan erkennen lassen: Košice, Bratislava und Marianka in der Slowakei, Nancy und Saint-Joseph (Paris) in Frankreich, Klosterneuburg in Österreich und die Matthiaskirche in Budapest. Daran schließen sich Verglasungen in Wiener Bauwerken des Architekten Friedrich von Schmidt und weiteren Wiener Kirchen an. Bei der Fülle des gesammelten Stoffes ist es hier unmöglich, auf alle Aspekte einzugehen. Das Schlusskapitel zieht ein Resümee und schließt mit einem bitteren Fazit über den Umgang mit der historistischen Glasmalerei in Wien.

Über die geleistete Sucharbeit informiert ein Abschnitt über die „Zielsetzung“ zu Beginn des Buches. Der in der Rezension kurz geschilderte Inhalt kann keinen Eindruck von der vielen Arbeit vermitteln, die hinter dem Opus steckt. Sichtbar wird sie etwas durch die große Zahl an Anmerkungen bzw. die umfänglichen Literaturangaben aus unterschiedlichsten Werken. Entwürfe und Fotos stammen aus allen bisher bekannten Quellen in öffentlichen und privaten Sammlungen. Da die Verfasserin gewissermaßen als Einstimmung in das Thema sämtliche historistische Glasmalereien im Wiener Raum erfasst hat, sollte eine baldige Publikation dieses Inventars für das Bundesdenkmalamt unbedingt auf der Desiderate-Liste stehen.

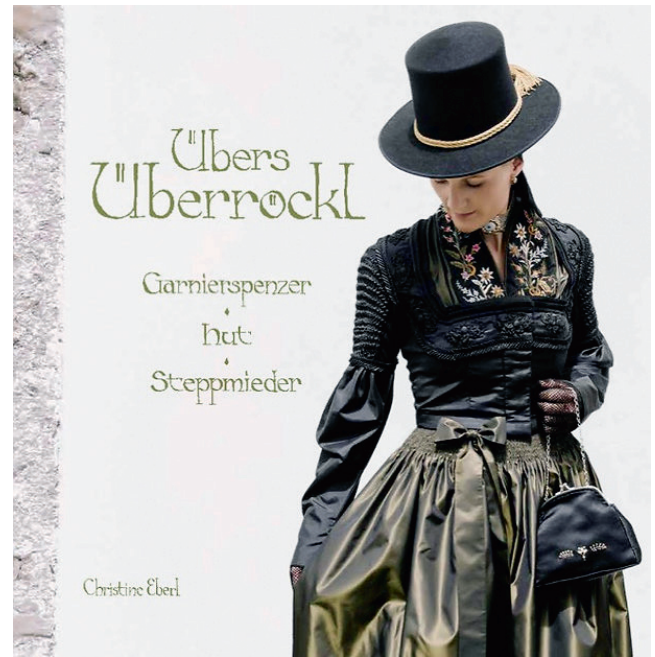
Elgin Vaassen

Christine Eberl (Hg.), Übers Überraöckl. Garnierspenzer, Hut, Steppmieder. Mit Beiträgen von Ernestine Hutter u. a., Eigenverlag Leogang 2023, 201 Seiten mit zahlreichen Farb- und Schwarz-Weiß-Abbildungen, ISBN: 978-3-200-09296-9

Seit einigen Jahren scheint die Tracht und auch das Tragen der Tracht bis in den Osten Österreichs wieder modern und zeitgemäß geworden zu sein. Bei populären Veranstaltungen wie der „Wiener Wiesen“ oder dem Neustifter Kirtag zeigen sich selbst jüngere, urban geprägte Menschen gerne in Dirndl oder Lederhose – ob aus dem Billigladen oder dem einschlägigen Fachhandel. Massen, darunter zahllose Sommerfrischler, stürmen jährlich die Kirtage in Kitzbühel und Altaussee. Rezente Publikationen wie Elisabeth Wallnöfers „Tracht. Macht. Politik“ (2020) oder Ausstellungen wie die Schau „Dirndl. Tradition goes Fashion“ (2021) im Marmorschlössl in Bad Ischl gehen auf die Vielschichtigkeit der Tracht ein. Sie weisen auf die Vereinnahmung durch Politik und Populärkultur in Vergangenheit und Gegenwart hin oder berichten über zeitgenössische modische Verfremdungen durch die Haute Couture. Im Gegenzug versuchen Werke wie das von Franz C. Lipp, Gexi Tostmann u. a. 2004 neu edierte Überblickswerk über die „Tracht in Österreich“ Eigenarten der regionalen Gewänder und die Rezeptionsgeschichte der Tracht darzustellen.

Eindrucksvoll zeigt das gegenständliche Buch die feste regionale Verankerung der Herstellung und des Tragens einer spezifischen Tracht auf, die mehr als ein modisches „Dirndl“ ist, sondern ein Identität stiftendes Gewand, dessen aufwändig gefertigte Teile innerhalb einer Familie von Generation zu Generation weitervererbt werden. 2021 wurden folgerichtig „Garnierspenzer, Steppmieder und Hut“ als Beispiel eines traditionellen Salzburger Handwerks auf Antrag der Schneidermeisterinnen Christine Eberl aus Leogang und Sandra Thaler aus Saalfelden in das nationale Verzeichnis des immateriellen Kulturerbes der UNESCO aufgenommen. Der feierliche Festakt fand 2022 im Leoganger Bergbau- und Gotikmuseum statt.

Die Herausgeberin und gelernte Trachtenschneidermeisterin Eberl hat nun mit diesem reich bebilderten Buch ihrer Initiative zur Aufnahme der „Garnierspenzer – und Steppmiedertracht“ (Bewerbungsmappe von 2021) in das immaterielle Kulturerbe ein entsprechendes Nachschlagewerk hinzugefügt. Kenntnisreich und im Team mit der jahrzehntelang für Salzburger Volkskunde zuständigen Wissenschaftlerin Ernestine Hutter, der Schneidermeisterin Sandra Thaler, der Schmucksamm-



lerin Adelheid Pichler und anderen Mitwirkenden berichtet sie von der Vergangenheit und Gegenwart der Pinzgauer Tracht. Für Nähbegeisterte findet sich eine genaue, gut illustrierte Anleitung für die Anfertigung von Garnierspenzern, Steppmiedern und „Unterröckln“.

Ein solides wissenschaftliches Fundament bietet eingangs Ernestine Hutter, die, neben Hermann Mayrhofer, dem langjährigen Kustos des Leoganger Bergbau- und Gotikmuseums, ein fundiertes Empfehlungsschreiben für die Bewerbung um Anerkennung als immaterielles Kulturerbe vorgelegt hat. Die gebürtige Pinzgauerin geht detailliert auf die Geschichte der regionalen Festtagstracht ein: Ausgehend von der Kuenburg-Trachtenbilder-Sammlung aus dem späten 18. Jahrhundert (Salzburg Museum) und museal erhaltenen Votivbildern aus Maria Kirchenthal und Maria Alm schlägt sie, anhand von historischen Fotografien, den Bogen von der Ausformung des charakteristischen Erscheinungsbildes im 19. Jahrhundert über einen unter dem Einfluss des aufkeimenden Tourismus als „Niedergang der Volkstracht“ wahrgenommenen Wandel ab 1900, der zur 1910 im Salzburger Landtag beschlossenen Gründung eines Ausschusses zur „Erhaltung und Wiederbelebung der Salzburger Trachten“ führt, bis zur Herausgabe der ersten Trachtenmappe „Salzburger Landes-Trachten“ 1935 und einer weiteren in der NS-Zeit („Unsere Tracht“, 1943). 1964 wurde eine mittlerweile mehrfach aufgelegte Salzburger Trachtenmappe von der Kammer der gewerblichen Wirtschaft herausgegeben.

Hutter arbeitet die Charakteristika der regionalen Tracht heraus, am Beispiel des Spenzers, dessen heute

übliche „kastige“ Form mit eng anliegender Jacke, hoher Taille, langen Ärmeln und großem Halsausschnitt auf die Schoßjacke bürgerlicher Frauenkleidung des 18. Jahrhunderts zurückzuführen ist. Mit einem Motivbild von 1845 (Schloss Ritzen, Saalfelden) wird die früheste überlieferte Darstellung genannt. Parallel zum Spenzer entwickelt sich in dieser Zeit das mit Peddigrohr ausgesteifte schwarze Steppmieder mit Reliefstepperei, das als Unikat gestaltet ist. Dazu wird ein „Miederleibl“, das sogenannte „Unterröckl“, mit aufwändig gestalteten und garnierten Ärmeln getragen. Mit dem breit über die Schultern gespannten Brusttuch kommt der „Pinzgauer Ärmelzug“ – die Raffung im Oberarmbereich – besonders gut zur Geltung. Diese Raffung findet sich ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch auf dem immer reicher mit Plissee und Rüschen, ab 1890 zusätzlich mit plastisch geformten Seidenblüten garnierten Spenzer und wird zum typischen Merkmal des Pinzgauer „Überröckls“ oder „Überrocks“ – wie der Garnierspenzer im Pongau und Pinzgau genannt wird. Zu der Tracht gehört auch der Bänderhut, der sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts in der Form des Zylinders etablierte. In der Folge variierten die Kopfhöhe, die Farbe und auch die Materialität sowie der Aufputz. Charakteristisch sind seit 1890 die reiche Goldstickerei an der Krempeunterseite, die Goldquasten und die langen schwarzen Bänder, die nach hinten getragen werden sollen. Vorgestellt werden ergänzend wesentliche Accessoires, wie die die Tracht vervollständigenden und dem Anlass entsprechenden Brusttücher und die seit 1850 übliche „Kropfkette“.

Als Ergänzung sind die Ausführungen Hutters in ihrer Expertise für die Bewerbung zur Anerkennung als immaterielles Kulturerbe anzusehen, die leider nicht im vorliegenden Buch, jedoch online auf der Webseite der UNESCO einsehbar sind: *„Einerseits sind es das gediegene, kostbare Material und die aufwändige Ausfertigung, die die Garnierspenzer- und Steppmiedertracht von allen übrigen heimischen Trachten abhebt. Zum anderen ist es die Wandlungsfähigkeit, die dieser speziellen Tracht eigen ist. Damit erfüllt sie auch den Aspekt der praktischen Anwendbarkeit – ein Merkmal, das Tracht in eindeutiger Weise von Mode abgrenzt und diese zeitlos macht. Denn in kompletter Ausführung umfasst das Gewand acht*

*Teile, sodass man – je nach Zusammenstellung – für drei verschiedene Anlässe immer richtig gekleidet ist; der Rock ist das einzige Teil, das immer dasselbe bleibt. An Sonntagen führt man die Tracht als Miedergewand aus, bestehend aus Steppmieder und dem Unterröckl, einem Futterleib, der nur außerhalb des Mieders mit dem Oberstoff besetzt ist. Heute wird es oft auch durch eine weiße Bluse ersetzt. Bei hohen kirchlichen Festen (Fronleichnam) sowie bedeutenden Anlässen im öffentlichen oder privaten Bereich (Familienfeste) zeigt man sich im Garnierspenzer. In den Ausschnitt des Garnierspenzers gehört das seidene Miedertuch, das von derselben Farbe wie die Schürze ist bzw. in der Farbe dazu harmoniert.“<sup>1</sup>*

Christine Eberl und Sandra Thaler, die seit vielen Jahren unzählige Arbeitsstunden aufgewendet haben, um diese Festtracht anzufertigen, gehen nach einem Exkurs über lokale Trachtenschneiderwerkstätten im abschließenden praktischen Teil im Detail auf die handwerklich herausfordernde Arbeit an Garnierspenzer, Steppmieder und Unterröckl ein. Erklärung finden auch die nicht ganz alltäglichen Begriffe wie Beserlborte, Stengerl, Rosmarinrüsche oder Schnepferl.

Mit den gut fotografierten Beispielen aus ihrer Werkstatt demonstrieren die beiden Schneidermeisterinnen die von Ernestine Hutter angesprochene Wandlungsfähigkeit dieser Tracht, die sie auch in der heutigen Zeit zu einem tragbaren Gewand macht. Am eindrucksvollsten bleiben jedoch die Fotos der – hohen Anlässen vorbehaltenen – Festtracht mit in strengem Schwarz gehaltenen Garnierspenzer, langem, dunklem Rock und dem dazugehörigen Bänderhut. Einzige Farbtupfer sind Schürze und Brusttuch.

Abgerundet werden die praktischen Ausführungen von einem Bericht über die Verleihungszeremonie im Juli 2022, an der mehr als 80 Pinzgauer Frauen in der kleidsamen, nunmehr zum Kulturerbe erhobenen Tracht teilnahmen. Auffallend unter den zahlreichen Menschen in Tracht ein älterer Herr, elegant im Anzug aus feinstem Tuch – es handelte sich um Rudolf Niedersüß vom legendären Herrenausstatter Knize in Wien, dessen Handwerk der Frackmaßschneiderei aus Wien ebenfalls Aufnahme ins immaterielle Kulturerbe gefunden hat.

Angelina Pötschner

1 Ernestine Hutter, Expertise vom 14.06.2021, [https://www.unesco.at/fileadmin/Redaktion/Kultur/IKE/IKE-DB/files/Expertise\\_Hutter\\_Garnierspenzer.pdf](https://www.unesco.at/fileadmin/Redaktion/Kultur/IKE/IKE-DB/files/Expertise_Hutter_Garnierspenzer.pdf) (24.04.2024).

Jürgen Kunow / Michael M. Rind, Archäologische Denkmalpflege. Theorie – Praxis – Berufsfelder, Public History – Geschichte in der Praxis 7, utb 5705, Tübingen 2022, 242 Seiten, ISBN: 978-3-8252-5705-7

Das in der von Irmgard Zündorf und Stefanie Samida in der Reihe „Public History – Geschichte in der Praxis“ herausgegebene Taschenbuch bietet mit seinen 242 Seiten erstmals (!) im deutschen Sprachraum eine durchgehende Einführung in die archäologische Denkmalpflege, die von den beiden höchst kompetenten Autoren in ihrer Einleitung (S. 1) als „Berufsfeld“ bezeichnet wird, da das Buch primär für Studierende und Berufseinsteiger:innen gedacht ist. Das mit dem Berufsfeld stimmt selbstverständlich auch, wird aber in dieser Einengung weder dem vielseitigen Buch noch der (archäologischen) Denkmalpflege gerecht, die als Disziplinen und Methoden verknüpfende Betrachtungs- und Vorgangsweise ja nicht unbedingt mit einer praktischen Berufsausübung verbunden sein muss.

Aber keine Angst, das – insgesamt gut lesbare – Buch gibt keine Rezepte, sondern beschäftigt sich – neben einem vielleicht ein wenig zu ausführlichen (S. 35–72) Abriss der (deutschen) Entwicklung der archäologischen Denkmalpflege – in weiten Bereichen mit ganz grundlegenden Fragen, die einen viel weiteren Leser:innenkreis als nur Studierende anzusprechen vermögen.

Als österreichische:r Denkmalpfleger:in wird man mit Freude registrieren, dass die Wertediskussion weitgehend Alois Riegl<sup>1</sup> folgt (S. 76 ff.), deren Anwendung in der archäologischen Denkmalpflege die Autoren zu Recht als „roten Faden“ (S. 76) fordern, wenngleich sie selbstverständlich registriert haben, dass Archäolog:innen nach wie vor wenig Erfahrung damit besitzen und zusätzlich, auch in Österreich, vergessen zu haben scheinen, dass Riegl mit seinem „anderen Hauptwerk“ „Die spätromische Kunst-Industrie“ (1901)<sup>2</sup> selbst ein archäologisches Standardwerk verfasst hat.

Als österreichische:r Archäolog:in und Denkmalpfleger:in registriert man gerne auch die Rezeption von weiteren österreichischen „Theoretiker:innen“ wie Max Dvořák, Raimund Karl, Wilfried Lipp, Marianne Pollak und Otto Urban. Und überhaupt den – in der deutschsprachigen Archäologie immer noch nicht selbstverständlichen – Grundtenor des Buches, dass die



archäologische Denkmalpflege nur im Gesamtkontext der denkmalpflegerischen Diskussion zum kulturellen Erbe abhandelbar ist; und dies trotz der in Deutschland häufigen institutionellen Trennung von archäologischer und „anderer“ Denkmalpflege. In Österreich war diese ja nie gegeben (ebenso wenig wie eine Trennung in Denkmalschutz- und Denkmalpflegeinstitutionen), hatte sich aber in den Köpfen bedauerlicherweise breitgemacht und ist immer noch spürbar.

Überhaupt findet sich im Buch vieles, was in Österreich erst in letzter Zeit mühsam positioniert werden musste: Erhalt hat Vorrang vor der Untersuchung, durchaus auch im Widerspruch zur Freiheit der Forschung (S. 17); Bodendenkmale sind nicht primär bloß „archäologische Quellen“ wegen ihrer Bedeutung für die Forschung, sondern das öffentliche Interesse an ihnen geht darüber weit hinaus (S. 15). Wichtig auch die Überlegungen zu „Überresten“ und „Tradition“ im Sinne von Droysen und Bernheim (S. 18 ff.); mit dieser Differenzierung hat sich die österreichische Denkmalpflege unter den Begriffen

1 Der moderne Denkmalkultus. Sein Wesen und seine Entstehung, Wien – Leipzig 1903.

2 Die spätromische Kunst-Industrie nach den Funden in Österreich-Ungarn im Zusammenhange mit der Gesamtentwicklung der Bildenden Künste bei den Mittelmeervölkern, Wien 1901.

„Dokument“ und „Monument“ bekanntlich mehrfach auseinandergesetzt.<sup>3</sup>

Freilich sind und bleiben Bodendenkmale (auch) Quellen, die einer Quellenkritik (S. 21 ff.) zu unterziehen sind; insbesondere dieser Abschnitt des Buches hat den Rezensenten zu einer bewussteren Umsetzung in der österreichischen Praxis angeregt, man wird sehen ... Und man wird auch sehen, wie sich Begriffe wie „authentische Rekonstruktion“ (!, S. 89) oder ein neuer respektvoller Umgang mit menschlichen Überresten (S. 81)<sup>4</sup> im Denkmalumfeld durchsetzen, dessen

Werte, wie die Autoren zu Recht betonen (S. 76), ja keine ontologischen sind.

Das Buch mit seinen präzisen Ausführungen zu vielen weiteren Aspekten von Theorie und Praxis wird für alle an der archäologischen Denkmalpflege Interessierten und besonders für alle in der archäologischen Denkmalpflege Tätigen und Lehrenden ein unverzichtbares *encheiridion* werden – oder ist es das vielleicht jetzt schon!

Bernhard Hebert

---

3 Zuletzt z. B. im Heft 2/3 der Österreichischen Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege LXXI, 2017 mit dem Generalthema „Dokument und Monument in einem“.

4 Bundesdenkmalamt, Richtlinien. Archäologische Maßnahmen, 6. Fassung: 1. Jänner 2022, S. 23 f., [https://www.bda.gv.at/dam/jcr:f41ec38b-610d-4e86-b414-9d47fa8023da/220307\\_Publikation\\_Richtlinien\\_Arch%C3%A4ologie\\_A4\\_BF.pdf](https://www.bda.gv.at/dam/jcr:f41ec38b-610d-4e86-b414-9d47fa8023da/220307_Publikation_Richtlinien_Arch%C3%A4ologie_A4_BF.pdf) (16.04.2023).

**DOPPELREZENSION: „Vermittlung von Archäologie“**

Es ist wohl wert, in dieser Zeitschrift auch archäologische Publikationen vorzustellen, die in wirklich gelungener Weise wissenschaftliche Erkenntnisse mit dem Anspruch einer breiten Vermittlung verbinden: Es handelt sich beide Male um aufwändig erzeugte und gekonnt illustrierte Bücher, die der Archäologie einer bestimmten Region gewidmet sind.

**Christoph Gutjahr / Bernhard Schrettle (Hg.), Stell dir vor, wie's damals war. Scherben – Steine – Knochen aus 40 000 Jahren in der Archaeoregion Südweststeiermark, 2023, 184 Seiten**

Das reich bebilderte und von Sigrig Gusenbauer mit flotten Zeichnungen illustrierte, im A4-Querformat dicke (184 Seiten) Buch mit kräftiger Spiralheftung und festen, steifen Deckeln führt von der Altsteinzeit mit ihren Mammuts bis zur Römerzeit mit einem köstlichen Cartoon (S. 171): Da liegt vor einem offensichtlich modernen Psychiater ein antikisch Gekleideter auf einer – passenderweise unmodern aussehenden – hölzernen „Therapiecouch“ und sagt: „*Iupiter kennt man im ganzen Imperium, aber mich, Latobius, nur hier in Leibnitz*“, was das bedeuten soll, versteht man durchaus, wenn man die vorangehende linke Seite aufmerksam liest. Hier wird's jetzt nicht verraten. Dem Therapierten schaut übrigens ein gezeichnetes Schaf „über die Schulter“, das auf S. 29 auch die Erfindung der Jungsteinzeit, das Rad, bestaunt – man könnte meinen, dass die Innovationen der Sesshaftwerdung und des modernen Bewusstwerdens des Unterbewussten damit in eine gedankliche Klammer gesetzt sind. Zu kompliziert? Nein, das macht eben die Vielschichtigkeit des trotzdem durchaus auch „nur“ als Kinderbuch funktionierenden Werks aus. So spielt auch die Zeitleiste (S. 7–9) mit „einfachen“ und „hintergründigen“ Assoziationen: Ein Mammut für die Alt- und Mittelsteinzeit überrascht nicht, die hellenistische



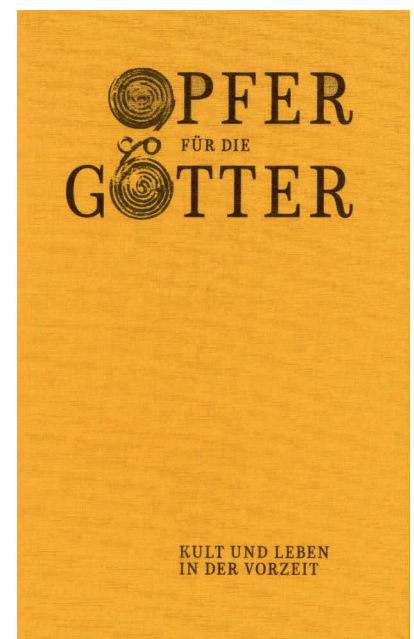
Nike von Samothrake für die Latènezeit beim ersten Hinsehen sehr wohl – sie „passt“ durchaus, muss aber erkannt und als Produkt einer (aus Sicht der keltischen Welt) „Fremdkultur“ erst in Relation gesetzt werden.

Für Kinder wie für Erwachsene gleichermaßen geeignet, kommen bekannte und auch in der Fachwelt kaum bekannte Fundstellen (z. B. Kaiserriegel in St. Martin im Sulmtal, S. 12) ebenso zur Sprache wie Grundsätzliches zum archäologischen Erbe und zur archäologischen Denkmalpflege. Eine gute, aufs Wesentliche konzentrierte Literaturliste (S. 182 ff.) und die Bildnachweise (S. 179) belegen den soliden fachlichen Hintergrund, viele der – gut verständlichen! – Texte die Vertrautheit der beiden Autoren mit allen aktuellen einschlägigen Forschungen.

**Museumsverein Fließ (Hg.), Opfer für die Götter. Kult und Leben in der Vorzeit, Innsbruck 2021, 136 Seiten, ISBN: 978-3-200-07893-2**

Die zweite vorzustellende Publikation lässt, schon wenn man sie in die Hand nimmt, ihren gestalterischen Anspruch (himmel. Studio für Design und Kommunikation) erkennen: überlängtes A5-Format, Umschlag Hardcover-Leinen in einem goldigen Gelb, das als Spiralmotiv auf blauem Grund am Vorsatzpapier weitergeführt ist, 136 verschiedenfarbige Seiten mit unterschiedlichen Schriften, auf der letzten steht: „*Nun Buch zu und auf ins Museum!*“

Man kann das Buch aber sehr wohl auch nach einem Besuch des immer wieder begeisternden und mehrfach ausgezeichneten Museums in Fließ (im Tiroler Oberland) lesen: Vorne und hinten auf den weißen Seiten die Einführung (S. 8–25) und eine perfekte Literaturliste (S. 132–134), auf den farbigen jeweils ein eigener Abschnitt zu den wichtigsten Fundkomplexen, wie sie sich auch im Museum darstellen: der bronzezeitliche Opferschatz vom Moosbruckschrofen (S. 28–53), der Brandopferplatz auf der



Pillerhöhe (S. 54–87) und der hallstattzeitliche Bronzehort von Fließ im Oberinntal (S. 88–127). Alles mit ausgezeichneten Fotos – in manche muss man sich erst einschauen, aber das lohnt! – und Grafiken, mit klugen knappen Texten, die erfreulicherweise auch persönliche Kommentare zu „Lieblingsstücken“ (S. 6) enthalten, die in schöner Weise Klammern zum Hier und Jetzt schaffen. Ganz lebendig – und in der Diskussion aller Umstände sehr offen – auch die als Gespräch mit dem leitenden Wissenschaftler Gerhard Tomedi gestaltete archäologische Übersicht, die mit seinem Zitat „*Das Beste nach Ötzi*“ (S. 28) endet.

Dass das für Laien wie Fachleute unverzichtbare und immer wieder zum Hineinschauen anregende Buch zum dreißigjährigen Jubiläum des – auch mit der Denkmal-

schutzmedaille ausgezeichneten – Fließener Museumsvereins unter seinem Obmann Walter Stefan erschienen ist, sei noch angemerkt, ebenso, dass es eigentlich mit einem Zitat des griechischen „Reiseschriftstellers“ Pausanias (X, 19, 4; es handelt sich nicht, wie auf S. 2 angegeben, um die Inschrift am Apollontempel) zu den nach Delphi gestifteten Beutewaffen aus der Schlacht von Marathon beginnt. Zu Recht, denn so schließt sich ein der Alten Welt eigenes gedankliches Kreisen, das vielleicht ja auch das aus einem – am Umschlag Buchstaben ersetzenden – Fundstück entwickelte Spiralmotiv auf dem Vorsatzblatt und als Kapiteltrenner versinnbildlicht.

Bernhard Hebert